

Vom Egotrip zur Solidarität

Ist die Solidarität, die Bereitschaft, Lebenschancen mit anderen zu teilen, im Schwinden begriffen? Die Sorge bewegt auch Menschen, die einen pauschalen Zivilisationspessimismus ablehnen und anerkennen, daß vom traditionellen Familienzusammenhalt bis zu den neueren Selbsthilfegruppen immer noch viel soziale Verantwortung praktiziert wird. Manche Symptome weisen eben deutlich auf ein Knapperwerden dieser moralischen Ressource hin.

Zwar hat unser Sozialstaat das Teilen institutionalisiert, doch zeigt schon die schwierige Durchsetzung von gesundheitspolitischen Sparmaßnahmen, wie sehr sich bei einzelnen Bürgern und Gruppen das Beharren auf Besitzständen und die Ausbeutung des sozialen Sicherungssystems entwickelt hat, während die Rücksicht auf andere und auf das Ganze verkümmert ist. Wie gering die Bereitschaft zum Teilen des ständig gestiegenen Wohlstands ist, belegen die endlosen Querelen um einen Solidarpakt zugunsten der benachteiligten Deutschen in der früheren DDR. In der jungen Generation ging nicht nur die Bereitschaft zu Pflegeberufen, sondern auch zum ehrenamtlichen Einsatz merklich zurück, und auch die Bindungsscheu junger Paare spricht kaum für ein Aufblühen von Verantwortungssinn. Die Soziologen Karl Otto Hondrich und Claudia Koch-Arzberger bemerken in ihrer sonst überaus optimistischen Bilanz „Solidarität in der modernen Gesellschaft“ dazu: „Schwerer als anderswo scheint sich Solidarität in Partnerschaftsbeziehungen durchzusetzen.“ Von den jungen Menschen interessieren sich 10 bis 15 Prozent für ein soziales Engagement und für internationale Armuts- und Entwicklungsprobleme. Weshalb der Jugendbericht der Bundesregierung von 1990 fragt: „Inwiefern kann Individualisierung auch als Entsolidarisierung verstanden werden?“

Die Ursachen, die zur Erosion der Solidarität geführt haben, sind sicher vielschichtig. Hier soll lediglich auf Einflüsse hingewiesen werden, die von verschiedenen Richtungen der Psychologie und ihrer „Menschenbilder“ ausgingen und ausgehen. Der Psychoboom, der fast gleichzeitig mit der gesellschaftskritischen Emanzipationsbewegung der späten 60er Jahre einsetzte, hat eine „Selbstverwirklichung“ propagiert, der das „Lernziel Solidarität“, das Horst Eberhard Richter in einer Schrift 1974 anmahnte, fremd blieb. Die selbstzentrierte Sicht, die die maßgeblichen Vordenker Abraham Maslow und Carl Rogers vertraten, wollte zwar keinen Egoismus, verdächtigte aber soziale Normen und Pflichten von vornherein als Überich-Zwänge, die die freie Selbstentfaltung gefährden. Beide Autoren meinten, wenn ein Mensch nur einmal von seinen blockierenden Abwehrhaltungen befreit sei, werde er ganz von selbst sozial, und mit zunehmender Selbstverwirk-

lichung fielen Selbstdisziplin und Vergnügen, Eigeninteresse und Uneigennützigkeit zusammen. Viele Leser und Kursteilnehmer, die sich – wie Carl Rogers – zu übertriebener Rücksichtnahme erzogen glaubten, stimmten diesem psychischen Emanzipationsprogramm begeistert zu. Wolfgang Schmidbauers Warnungen vor einem zwanghaften Helfen („Helfer-Syndrom“) und vor der „Destruktivität der Ideale“ verbreiteten sich wie Befreiungsparolen, und das „Gestaltgebet“ von Fritz Perls wurde zum Credo des neuen Selbst-Glaubens: „Ich bin ich, und du bist du. Ich bin nicht auf dieser Welt, um deinen Erwartungen zu genügen. Und du bist nicht auf dieser Welt, um meinen zu genügen.“ Das meinte kein rücksichtsloses Gegeneinander, wohl aber eine Reduzierung des Miteinanders auf die seltenen Momente, wo sich die Wünsche von Menschen völlig decken: Egotrip statt Solidarität.

Es mutet wie eine Wende an, daß sich auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Trier 1992 erstmals eine Arbeitsgruppe bildete, die sich um eine – bislang fehlende – „Psychologie der Verantwortung“ bemühen möchte, da der Ruf nach Verantwortung und die Kritik an ihrem Fehlen immer lauter werde. Es wäre tatsächlich an der Zeit, daß sich das Pendel wieder zur Mitte bewegt, in Richtung auf eine Versöhnung von Autonomiestreben und Gemeinsinn, in Richtung auf eine Wiederentdeckung der Solidarität.

Eine ideologiefreie, weder kollektivistische noch individualistische Psychologie könnte dem selbsttrunkenen Zeitgenossen plausibel machen, was der bekannte Theoretiker der „gelernten Hilflosigkeit“, Martin Seligman, in seinem neuesten Buch schreibt: „Das Selbst ist als Sinnquelle wenig ergiebig.“ Eine Erfüllung, die über die Befriedigung drängender Grundbedürfnisse hinausführt, findet das Selbst nur in der Hinwendung zu anderen Zielen und Menschen. Darum kann auch die Erfahrung von Sollen und Verantwortung – sofern die eigenen Wünsche nicht chronisch unterdrückt werden – trotz Verzichts bereichernd wirken. Dank der Einfühlung können wir das Recht und die Erleichterung, die wir anderen verschaffen, stellvertretend als eigene Genugtuung und Sinnerfüllung erleben. Es gibt nicht nur eine Destruktivität, sondern auch eine Konstruktivität von Idealen, ja sogar eine „altruistische Freude“ (Justin Aronfreed).

Wenn eine Psychologie der Verantwortung und des prosozialen Empfindens zeigt, daß Selbstverwirklichung und Solidarität zusammengehören, leistet sie einen wichtigen Beitrag zu deren Erhalt. Sie begreift dann auch auf ihre Weise etwas vom christlichen Glauben, der – sofern er nicht zur Zwangsmoral pervertiert wird – das Teilen als Bereichertwerden und das Geben als Empfangen von seiten des Mitmenschen wie auch Gottes werten und erleben kann: „Gebt – und euch wird gegeben werden“ (Lk 6, 38).

Bernhard Grom SJ